

Zeitschrift zur Unterhaltung und Belehrung für die Jugend

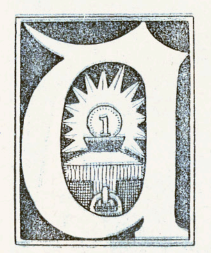
11. Jahrgang | Verlag: Die Rama-Post vom kleinen Coco, Goch (Rhld.) | Nummer 12

Es kommt der liebe Frühlingswind

Von Wilhelm Müller-Rüdersdorf.

Wenn der März beginnt, wenn der März be-
Dann kommt der liebe Frühlingswind, [ginnt,
Der frische Bursch in Pluderhosen
Und in dem Wams, dem leichten, losen!
Springt mit dem Besen straßein, straßaus
Und fegt die Winterschlacken aus,
Hüpft um die Häuser, putzt Dächer, Fenster,
Jagt fort die Schnee- und Eisgespenster,
Schmückt grün die Felder und Waldgehege,
Streut Primeln, Veilchen an die Wege
Und hängt gar - 's kommt ihm nicht drauf an -
Im Strauchwerk grüne Fähnchen an.
Und huscht ihm auch noch im Geleite
Das Mägdlein Sonnenschein zur Seite,
Dann flicht mit ihm er reich Gekränz'
Schon drauß' ums Tor dem Prinzen Lenz.





ls der Herr Pfarrer von St. Georg, einer kleinen Gemeinde im Norden einer großen Fabrikstadt, eines Sonntagsabends im kalten Winter die Groschen und Pfennige aus der Armenbüchse überzählte, fiel ihm etwas Seltsames auf. Irrte er sich? Nein, wahrhaftig, es war so! Es war ein Leuchten, ein ganz seltsames, wunderzartes, deutliches Leuchten um einige der vielen Hunderte und aber Hunderte kupferner und bronzener Münzen her!

Schon vor acht Tagen war es ihm bei der Sonntagabendzählung erschienen, als leuchte eines der im ganzen Haufen liegenden Fünfpfennigstücke mit ganz eigenem, wundersamem Glanz. Damals hatte er seine Wahrnehmung selbst als Täuschung und Phantasie belächelt. Aber heute war er ganz in sich gewiß: er täuschte sich nicht. Weil man sich in solchen erstaunlichen Sachen freilich nie ganz auf sich selbst verlassen kann, rief er zur Sicherheit seine junge Frau aus dem Nebenzimmer von ihrer Nähmaschinenarbeit weg zu sich her. Die Frau sagte, ehe sie die Sache, auf die es ankam, mit einem Blick betrachtet hatte, mit einer streichelnden Handbewegung über des Herrn Pfarrers hohe, lichte Stirn, fröhlich lachend:

„Es wird natürlich stimmen, aber so etwas kannst auch du nur entdecken, mein lieber Hochehrwürden."

Im selben Augenblicke blieben ihre Blicke wie traumbefangen auf dem großen, stumpfblinkenden Haufen von Münzen und abgegriffenen Papierscheinen, der sich auf ihres Gatten Schreibtisch türmte, haften.

„Du hast völlig recht, oder vielmehr," setzte sie mit feinem Lächeln hinzu, „du kannst einen beinahe anstecken mit deinen geliebten Träumerphantasien!" Sanft und lieblich, wie selbst halb im Traume, fuhr sie fort: „Ich sah es wirklich eben auch; ein zartes Gleißen und Strahlen bricht hier, da, dort aus dem Geldhaufen. Ach, Fritz, da fällt mir ja etwas schon halb Vergessenes, Merkwürdiges ein." — „So? Was denn?" Der Ton, in dem der Herr Pfarrer diese Frage stellte, zeigte, daß er sich ausnehmend gern von seiner jungen Frau erzählen ließ.

Und die Frau erzählte. Zu Anfang leise, stockend, als glaube sie selbst nicht so ganz fest an das, was sie da berichtete, oder als müsse sie es erst in sich zusammenfassen: Sie sei neulich beim Ausgang aus der Kirche, nahe beim Gotteskasten, von einer Bekannten

angesprochen worden und habe während des kurzen Gesprächs mit der Dame unwillkürlich nach dem Sammelkasten hingesehen, habe zugeschaut, wie groß und klein, alt und jung ihr Scherflein in den blanken Behälter geworfen. Dabei sei es ihr auf einmal wie ein kurzer, blendender Glanz aus dem Gewander der Münzen aus den vielerlei Händen in den Kasten hinein ins Auge gezuckt. Sie habe gemeint, ein Sonnenstrahl sei über dem Ganzen so blitzhaft aufgeglänzt; aber wenn sie es recht überlege, sei ihr am folgenden Sonntag gleichfalls solch ein besonderer Sonnenblitz vom Gotteskasten her aufgefallen. Jetzt eben habe sie sich wie auf einen lichten Traum plötzlich wieder darauf besonnen.

„Recht wunderlich!" sagte der Pfarrer, nun ernsthaft sinnend, zu dieser Geschichte seiner kleinen Frau. Und sie machten nun ohne viel Worte aus, daß sie ein köstliches Geheimnis miteinander in den Herzen trügen, dem unbedingt in aller Stille nachzuforschen sei. Zu solchen Forschungsaufgaben eignete sich die junge kluge Frau Pfarrer ausgezeichnet.

Sie hielt nun ihrerseits an dem kommenden Sonntag eine befreundete Person im Gespräch in der Nähe des Gotteskastens auf: das halbtaube, alte Nähhannchen, mit der eine Unterhaltung infolge zahlreicher Mißverständnisse und Zwischenfragen nie sehr bald zu Ende kam.

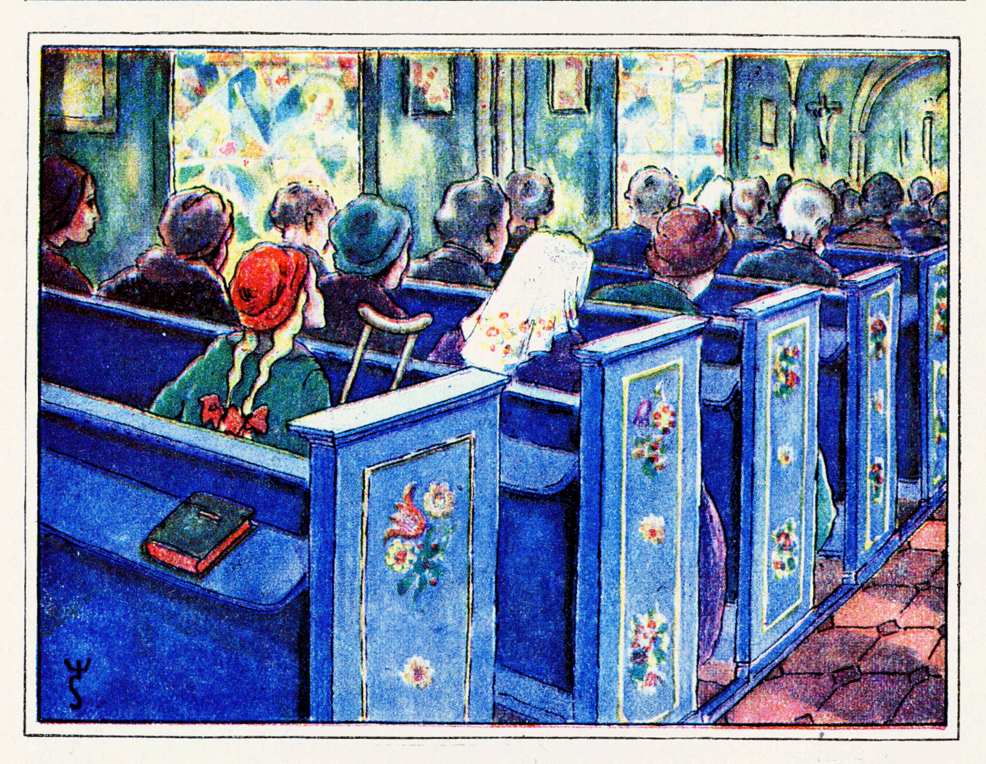
So sah die Frau Pfarrer aus angemessener Entfernung groß und klein, alt und jung ihren größeren oder kleineren Zoll an den Herrgott und die notleidenden Menschen entrichten, sah fröhliche, gleichgültige, mürrische, stolze, selbstgefällige, bescheidene Geber; ganz am Ende des Zuges, als eine der allerletzten, kam ein Kind auf Krücken daher.

Als dieses Mädchen seine Hand, die ein richtiges mageres Krällchen genannt werden konnte, dem Schlitz des Gotteskastens näherte, hätte die lebhafte Frau Pastor in ihrer Freude beinah laut aufgejauchzt. Deutlich hatte sie in diesem Augenblick das Leuchten gesehen. Drei, vier oder auch noch mehr Geldmünzen mußten aus der schmalen Kinderhand in den Kasten geglitten sein, denn wie ein kleines, himmlisches Feuerwerk blitzte es eine halbe Sekunde lang über dem Geldkasten in der vom ehrwürdigen Dämmerlicht erfüllten



Kirchenhalle. Zündend fiel von dem blitzenden Schein ein Strahl in das lebendige Herz der jungen Frau. Sie sah ahnungsvoll dies Kind, dies Ärmste der Armen, als die reichste Geberin der Gemeinde. Die Pfennige dieses Kindes mußten es gewesen sein, die sie und ihr Mann herausleuchten gesehen aus den Gaben und Abgaben der Gemeinde.

Sie haben es ganz still miteinander beschlossen: Vorsichtig und zart haben sie dem Leben und Wesen des Kindes, das im ärmlichsten Kleide auf Krücken mühsam in die Kirche ging und in so tiefer Bescheidenheit als Letzte von allen den Armen eine so



beträchtliche Gabe spendete, nachgeforscht. Eine Waise war es, bei ihrer Großmutter, einer Gemeindearmen, wohnend, aber ein unermüdliches, herziges Ding, eine stille, kleine Geldverdienerin, der man gern in der Nachbarschaft ein Kind zum Hüten anvertraute, die schon strickte, nähte, stopfte, allerlei Küchenhantierungen und Hausarbeiten tat für ein bißchen Geld, das dann wohl immer im Augenblick, in dem sie es empfing, vor Gottes Augen zum leuchtenden Golde wurde. Denn nur Freude hat sie damit bereitet: alles, was der kranken Großmutter nur gut tun konnte, hat sie ihr gekauft; still hat sie, die Dürftige, den Dürftigen von ihrer kleinen Habe gespendet; still und froh am Sonntag ihre Gottespfennige in den Kirchenkasten getan.

Die Pfarrersleute haben von ihrem lieben, kleinen Erlebnis kein Aufheben gemacht, die Kleine nicht mit Lob überschüttet, nicht herausgehoben aus ihrer Bescheidenheit und Stille. Ganz vorsichtig, als gelegentliche Hilfe im Haushalt haben sie sie allmählich zu sich herangezogen. Ganz von selbst kam es da, daß der Bruder der Pfarrerin, ein berühmter Arzt, sich ihres Hüftleidens annahm, ihr sehr half, ihr wunderviel Gutes tat. Ihre Kirchengaben ließ man sie in tiefster Stille weiterspenden; daß ihre Pfennige leuchteten, hat sie nie gewußt. Ahnungslos saß sie auf ihrem Platz tief hinten im Kirchenschiff, als der Pfarrer eines Tages seine schöne Predigt vom wahren, lebendigen Geben hielt, von den Pfennigen der Armen, der bescheidenen herzenswarmen Geber — seine Predigt von den leuchtenden Pfennigen. Der Pfarrer tat sein Herz weit auf an diesem Tage. Eine Kollekte sollte gestiftet werden, so verkündete er, zur Gründung eines großen Liebeswerkes, eines Kinderkrankenhauses, das in der Gegend so nötig sei. In der ganzen Stadt wollte er dafür werben, Jahr um Jahr.

Mächtig sprach der Pfarrer. Mächtig wußte er die Herzen zu entzünden. Und das Werk ist ihm in der Tat gelungen. „Leuchtende Pfennige" wurde die Geldsammlung, die den Grund zu einer der wichtigsten Gründungen der Fabrikstadt legte, benannt.



Wachsen.

Von Ernst Victor Bunzendahl, Lehrer.

Was hinkt denn der Otto? . . . Ach, er hat
das Wachsen, das Wachsen im Bein! . . .
Ei, lieber Otto, das ist nun so.
Man wächst nicht ohne Pein!

Wo zwickt es denn? . . . In Zeh' und Fuß,
Gelenk und Knie und Bauch? . . .
Ja, Leiden und Dulden ist oft so schwer,
aber — man wächst ja auch!

Bedenk mal: Wer da ganz groß schon ist,
wächst immer noch — freilich wohl! —
und spürt an sich einen hellen Knacks
vom Scheitel bis zur Sohl'! . . .

Der kennt dann die Welt noch mal so genau
und weiß, wie da gehn und stehn
die Menschen alle, und hat ihnen oft
bis tief in die Seele gesehn! . . .

Zwar halten die meisten solch Wachsen nicht mehr
für nötig. — Doch wünsche mal nicht,
daß du zu diesen Zwergen gehörst;
denn Wachsen ist Menschenpflicht.

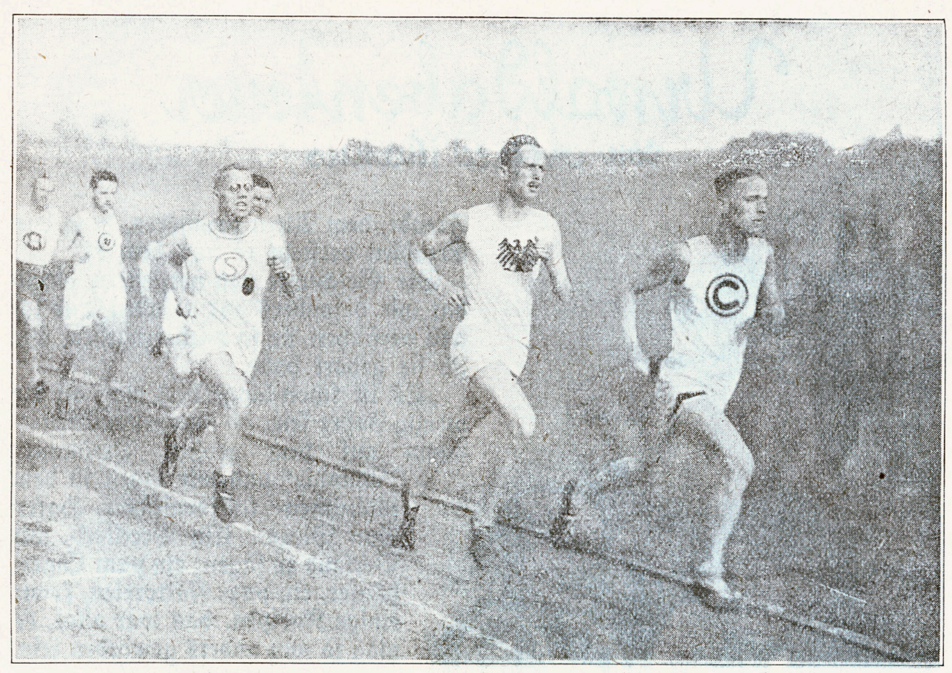


Der olympische Sport.

Liebe Jungen und Mädel! Ihr alle habt sicherlich schon von den Olympischen Spielen gehört, jenen alle vier Jahre wiederkehrenden großen sportlichen Kraftproben, an denen die besten Sportleute der Welt teilnehmen. Zu diesen sportlichen Kämpfen rüstet auch Deutschland und ihr alle habt weiter sicherlich schon gehört, welche unserer Helden berufen sind, deutsches Sportkönnen auf den in diesem Jahre in Amsterdam stattfindenden Olympischen Spielen zu vertreten. Kennt ihr die Namen eines Rademacher, Dr. Peltzer, Hans Luber und wie alle unsere deutschen Meister heißen? Oder den finnischen Wunderläufer Nurmi, oder den fliegenden schwedischen Schulmeister Wide, oder weiter zurückgehend unseren unvergeßlichen Hans Braun, der die englische Meisterschaft über 400 Yards errang? Sie alle gehören zur Weltklasse des olympischen Sports und haben Leistungen aufgestellt, die euch Jungen ein Vorbild für euer sportliches Wollen sein müssen.

Der Gedanke der Olympischen Spiele ist so alt wie die Weltgeschichte überhaupt. Schon viele Jahrhunderte vor Christi waren die Leibesübungen bei den Griechen und Hellenen Volkssitte und Olympische Spiele der Besten gegen die Besten im Volke, Höhepunkt der körperlichen Prüfung. In den Gymnasien des Landes wurde die Jugend für den harten Lebenskampf herangebildet; nicht nur die geistige Erziehung, auch die körperliche bildete einen wesentlichen Teil der Jugendbildung. Ein Sieg im Fünfkampf der Olympischen

Weltmeister Rademacher in vorzüglicher Startstellung.



Dr. Peltzer beim 1500 Meter Lauf.

Spiele galt als größte Tat, in diesem Sieger verehrte das Volk seinen stolzesten Sohn.

Und wo haben wir dieses im Altertum so berühmte Olympia zu suchen? Wenn wir eine Karte des heutigen Griechenland zur Hand nehmen, finden wir den Fluß Ruphia. An ihm, nicht weit vom Mittelländischen Meer, sehen wir drei Punkte eingezeichnet, die den Namen Olympia führen. Das ist alles, was von dieser weltberühmten Stätte übrig blieb. Der Olympische Kampf bestand aus Wettlauf, Ringen, Faustkampf, Wagenrennen, Uebungen im Sprung, Diskuswurf und Speerwurf.

Durch die dauernde Beschäftigung mit den Leibesübungen wurden Gesundheit und Kraft, Gewandtheit und Ausdauer, Mut und Geistesgegenwart bei den Hellenen entwickelt wie bei keinem andern Volke. Und hierin lag und liegt noch heute der Zweck dieser Leibesübungen, die, wenn auch lange nicht in dem Maße wie einst in Olympia, in der neueren Zeit bei uns Eingang gefunden haben. Auch die Olympischen Spiele haben seit 1896 wieder eine Auferstehung erfahren. Damit ist die körperliche Erziehung der Jugend auf althergebrachte und dennoch moderne Norm gestellt, denn die Jugend liebt den Kampf nach sportlichen Gesetzen. Sie eifert den großen Vorbildern nach und dient damit ihrer eigenen Persönlichkeit. Die Leibesübungen sind nicht Selbstzweck, sondern Mittel zum Zweck, der Sport ist Arbeit im Gewand der Freude.

Nicht jeder kann ein so guter Läufer wie Dr. Peltzer, Houben, Rau oder Körnig, oder ein so guter Schwimmer wie Erich Rademacher oder ein so kühner Turmspringer wie Hans Luber sein. Aber diese unsere Sportgrößen, die ihr, wenn ihr ein bißchen vertraut seid mit dem sportlichen Gedanken, alle kennt, sind euch Vorbilder. Sie zeigen euch mit ihren Leistungen, was ein gesunder Körper vermag; sie zeigen euch weiter, wie man sich Lebenskraft schaffen und sie zu steigern vermag. Ein Kampf Nurmi gegen Dr. Peltzer zog viele Tausende in seinen Bann und begeisterte sie erstmals für die Leibesübungen, welche natürliche Bewegungen des menschlichen Körpers darstellen und für die auch ihr euch alle begeistern müßtet, soweit ihr noch nicht zu ihren Anhängern zählt. Neben der Erziehung zu geistiger Höhe, neben der Bildung des Geistes muß die Gesundung des Körpers stehen. Und die geht über die Leibesübungen. Mit dem Spiel schafft ihr euch eigene Freude, mit dem Willen zum Siege beim Spiel schafft ihr den Kampf und mit ihm bejaht ihr das Leben, das ganze Persönlichkeiten erfordert. So wird der Sport, in zweckmäßiger Weise nutzbar gemacht, zu einer Quelle der Freude.

Carl Koppehel.

Urwaldabenteuer

von Alfred Manns



Vor einigen Jahren hatte sich Kapitän Werner zur Ruhe gesetzt. Er ist auch heute noch trotz seiner fünfundsiebenzig Jahre ein stattlicher Mann, dem Mut und Unternehmungslust, aber auch der Schalk aus den blauen Augen blitzt.

Kapitän Werner wohnt bei seinem verheirateten Sohn, dem Ingenieur, und häufig gehe ich des Abends zu der prächtigen Familie hinüber. „Vater" erzählt dann von seinen Reisen, sowie den kleinen und großen Abenteuern in fremden Ländern; es ist eine wahre Freude, dem Alten zuzuhören, denn das Erzählen versteht er aus dem ff.

Die Geschichte von vorgestern abend hat mir besonders gut gefallen, und ich will versuchen, sie so wiederzugeben, wie ich sie gehört habe.

„Es ist schon lange her, mag an die vierzig Jahre sein, ich war erster Steuermann auf dem großen Dreimaster „Antonie" und wir lagen in dem südlichsten kalifornischen Hafen San Diego. Ein Dreckloch, mit Verlaub zu sagen; ein paar Lagerhäuser, ein paar Faktoreien, sowie einige Kneipen, das war alles, es mag ja nun anders geworden sein. Wir wollten nach Frisko hinauf, das damals auch noch in den allerersten Kinderschuhen steckte, konnten aber nicht, denn eine böse Flaute hinderte uns am Auslaufen.

Eines Tages sagte Kapitän Harms zu mir: „Steuermann, wir kommen hier vor vierzehn Tagen nicht weg, denn eher setzen die Südostwinde nicht ein. Wenn Sie einen Ausflug machen wollen auf ein paar Tage, dem steht nichts im Wege; schöne Gegend hier herum, besonders die Jacinto Mountains werden stark gerühmt."

„Ja, Käpt'n," erwiderte ich, „hätte wohl Lust, will d'rüber nachdenken und sage heute Abend Bescheid."

Ich ging an Land und begab mich in die Bar des Tom Cook, eigentlich hieß er Thomas Koch und stammte aus Kyritz an der Knatter oder da herum her. Außer seiner Kneipe hatte Tom

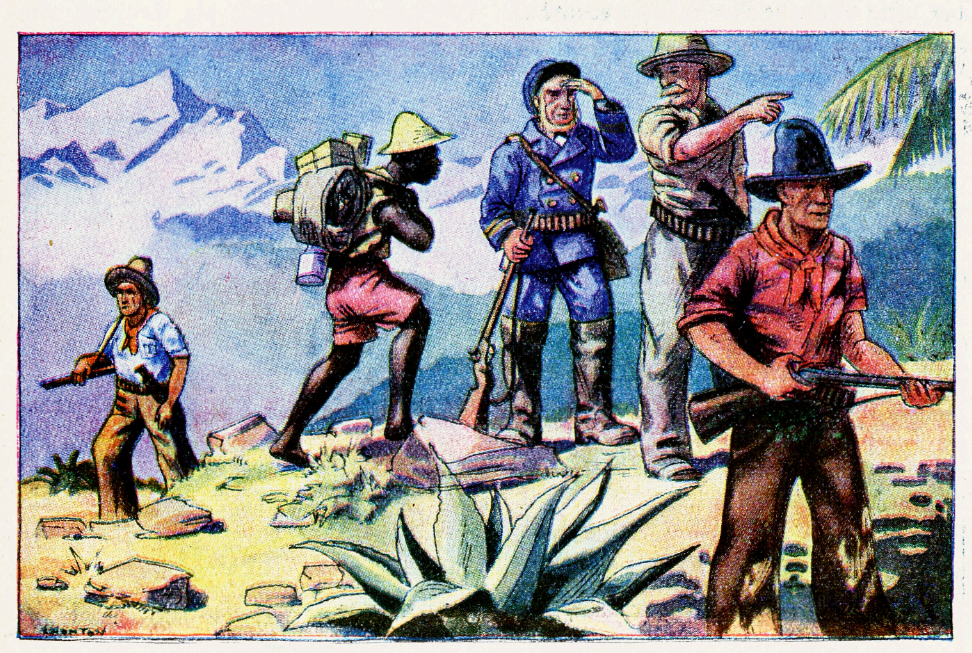
noch einen schwunghaften Handel mit Wildbret und vor allem mit Fellen. Er war als reell bekannt, eine Eigenschaft, die man in diesen Gegenden um die damalige Zeit bei den Kaufleuten recht selten fand. Aber er stand sich gut dabei, denn die Trapper der Umgegend wandten sich zuerst an Tom Cook, zumal er ein fideler Bursche war.

Das alles wußte ich, und so war es denn natürlich, daß ich mir bei Tom bezüglich eines etwaigen Ausflugs Rat holte. Als ich eintrat, sah ich an einem der rohgezimmerten Tische zwei Backwoodsmen sitzen, wetterharte Kerle in den besten Mannesjahren. Es schienen Trapper zu sein, und aus den vergnügten Gesichtern Toms und der beiden schloß ich, daß der Handel zu allseitiger Zufriedenheit ausgefallen war.

„Na, Steuermann, laßt Ihr Euch auch mal wieder bei mir sehen?"

„Ja, Tom, und noch dazu mit einem Anliegen. Der Käpt'n hat mir drei bis vier Tage Urlaub gegeben und da wollte ich Euch um Rat fragen, was man damit anfängt, Ihr kennt ja die Gegend hier." Tom dachte einen Augenblick nach, dann schlug er mit der Faust auf den Tresen, daß die Flaschen und Gläser einen Hopser tanzten. „Wißt Ihr was, Steuermann? Wir machen einen kleinen Jagdausflug in die Jacinti Mountains, wollte schon längst mal wieder hin und augenblicklich paßt es auch ganz famos. He, George und John," wandte er sich auf englisch den beiden Trappern zu, „hättet Ihr Lust, diesen Gentleman und mich ein paar Tage in den Mountains herumzuführen? Der Gentleman möchte sich gern die Gegend ansehen und ein paar Tiere tot machen, wenn's geht."

Die beiden waren sofort bereit, und nachdem wir bekannt geworden waren, setzten wir uns alle zusammen an den Tisch. Bei einem Glase Gin wurde das Weitere verabredet. Ich solle nur festes Zeug anziehen, weiter sei nichts vonnöten, sagte Tom zu mir; für Waffen und auch Proviant würde er sorgen. Ein Weilchen unterhielten wir uns noch über die Aussichten der Jagd. Die Jäger



meinten, wir könnten bei der Kürze der Zeit nicht weit genug vordringen und würden wohl nicht viel anderes zu sehen bekommen, als Rebhühner, Wachteln und wilde Tauben, die gäbe es allerdings in Menge. Bald trennten wir uns. Am nächsten Morgen bei Sonnenaufgang sollte es losgehen.

An Bord machte ich dem Kapitän Mitteilung, der sagte: „Schön, aber ziehen Sie sich derbe und möglichst hohe Stiefel an, denn es gibt da eine Unmasse Klapperschlangen, und wenn Sie so'n Biest mal aus Versehen auf den Steert petten, dann beißt das Aas gleich und wartet gar nicht erst ab, ob Sie sich auch entschuldigen."

„Na, Ihr wißt ja, die Aengstlichkeit ist nicht meine Sache, aber den Rat befolgte ich doch."

Den andern Morgen war ich pünktlich zur Stelle. Tom und die beiden Trapper warteten schon auf mich. Ersterer reichte mir eine gute Büchse und ein großes Buschmesser. Einer von Toms Negern, der listig blickende Aron, sollte ebenfalls mit und den Proviant sowie einige wollene Decken tragen, denn wir mußten zu Fuß gehen, die Gegend eignete sich nicht zum Reiten.

Mit Recht zählt man Kalifornien zu den schönsten Ländern der Erde. Ich denke jetzt noch mit Genuß an jenen Morgen zurück. Aber ich will gar nicht versuchen, das zu schildern, denn das kann kein Mensch und ich schon gar nicht, ich will lieber meine Geschichte weiter erzählen. Kurz, es war herrlich, aber anstrengend war es auch, wenigstens für mich. Ein Seemann ist das viele Laufen nicht gewohnt und wir machten an diesem Tage an die fünfundzwanzig englische Meilen, fast immer bergan. Ungeheuer abwechslungsreich ist die Landschaft dort, bald öde Prärie, bald saftiges Wiesenland, bald Urwald und bald zerklüftetes Felsgestein, denn der Colorado River ist nicht weit.

An Wild hatten wir bis jetzt wenig zu sehen bekommen, ein paar Karnickel, die das Schießen nicht lohnten, und einige Geier, die zu weit weg waren, das war alles. Etwas weiter hinein würde es besser werden, sagten die Trapper und auch Tom, der gut Bescheid zu wissen schien. (Fortsetzung folgt.)



Haupteingang zum Schloss

Marienburg

Von Karl Demmel.

Wenn man — als es noch nicht den sogenannten polnischen Korridor gab, der das Reisen im deutschen Osten heute so erschwert — von Berlin nach Königsberg in Ostpreußen reiste, dann fuhr man mit dem Eisenbahnzug hart bei der Marienburg vorbei. Man fährt wohl auch noch heute daran vorbei — aber die Gedanken sind doch traurig, daß sich zwischen diesem kerndeutschen Land im Osten so ein Streifen des heutigen Polens zieht, der uns von unsern Brüdern in Ostpreußen trennt. Als Hort des Deutschtums wurde einstmals die Marienburg da am Ufer des Nogatflusses erbaut.

Wir wollen ganz kurz im Buche der Geschichte blättern, welches Schicksal die stolze, rotbraune Marienburg erlebte im Laufe der vielen Jahrhunderte. Anno 1230 war es Hermann von Salza, der Hochmeister des um 1192 gestifteten Deutschen Ritterordens, der zum Kampf gegen die heidnischen Preußen den Landmeister Hermann Balk aussandte. Es ging um das Christentum und um das deutsche Wesen, das die Preußen annehmen sollten. Man hatte harte Kämpfe gegen dieses wilde Volk zu bestehen, doch gelang es, ein Stück Land nach dem anderen zu erobern und dort gleich feste Burgen zur Sicherung des gewonnenen Landes zu errichten. Aus dem inneren deutschen Lande wurden nun in dieses neue Gebiet Bauern und Handwerker gesetzt, die die Preußen in ihren Arbeiten unterwiesen. So war auch als Stützpunkt neben vielen anderen die Marienburg entstanden und darum her siedelte sich viel Volk an, bis der Ort zu einer Stadt auswuchs. Immer mehr wurde das Schloß erweitert, ein Bau fügte



Schloss Marienburg von der Nogatseite

sich dem andern an. Als der Hochmeister Winrich von Uniprode am Regieren war — es war die herrlichste Zeit des Ordens — wurde der Hochmeisterpalast erbaut. Dann aber kam der Verfall. Man war innerhalb des Ordens zu stolz geworden, viel Neid und Mißgunst herrschte bei den Ritterscharen. Langsam verging die Macht, denn Polen hatte schon lange scheel auf diese Ritterschaft gesehen. Polen besiegte auch in der Schlacht bei Tannenberg (1410) die Deutschordensritter und das Land fügte sich widerwillig dem Polenkönig. Lange widerstand noch die Marienburg. Der Bürgermeister der Stadt, der die Unterwerfung verhindern wollte, wurde dafür von den Polen 1460 enthauptet. In polnischer Zeit dann wurde das stolze Schloß sehr beschädigt — aber bald besannen sich die Deutschen wieder auf ihre Marienburg, die nun schon über 600 Jahre steht. Stolz ragt sie mit ihren vielen Türmen, Rittersälen und Kapellen noch heute empor. Als östlicher Hort Deutschlands — drüben sinniert die alte Stadt Marienburg. Ein Ritter steht beim Schloß, der Abstimmungsgedenkstein. Darauf diese Worte:

„Dies Land bleibt deutsch!“


Müde
von
Albert Sergel
Der Abend sank. Im Gartenweg
liegt silberner Mondenschein
Nun kuscheln am Baume sich Blüt' u. Blatt
warm beieinander ein.
Die Bienen flogen zum Stock zurück
und die Tauben schlafen schon fest:
Da geht mein kleiner Hansemann
auch gern in's warme Nest.



Bastarbeiten.

Von Dorothee Brockmann.

Aus Bast kann man sehr schöne Handarbeiten machen: Taschen, Untersetzer, Körbchen.

Zuerst kauft ihr ungefähr 50 Gramm Bast, wie ihn die Gärtner haben; den brüht ihr in einer Schüssel mit heißem Wasser, laßt ihn einen Tag stehen und breitet ihn zum Trocknen aus. Durch dieses Verfahren gibt es schöne und breite Streifen. Nun umwickelt ihr eine dicke Papier- oder Gardinenschnur drei- bis viermal mit einem Bastfaden (Abb. 1) und rollt die Schnur ein; die dabei entstehenden Kreise werden miteinander verbunden, indem man je nach drei- bis viermal Wickeln einmal über den vorhergehenden Kreis mitwickelt (Abb. 2). So entstehen schließlich runde Teller, die als Untersetzer geeignet und besonders hübsch sind, wenn man abwechselnd einen Faden Naturbast und einen Faden gefärbten Bast verarbeitet hat.

Zwei solche Teller geben eine hübsche Einholtasche, wenn man ihnen noch Seitenteile macht, indem man die umwickelte Schnur nicht in Kreisen, sondern hin und her führt, sodaß ein Streifen entsteht. Der Streifen muß kürzer sein, als der Umfang der Scheibe (Abb. 3). Der Streifen wird dann auf beiden Seiten an die Scheiben angenäht. Einen Henkel könnt ihr flechten oder wickeln (Abb. 4).



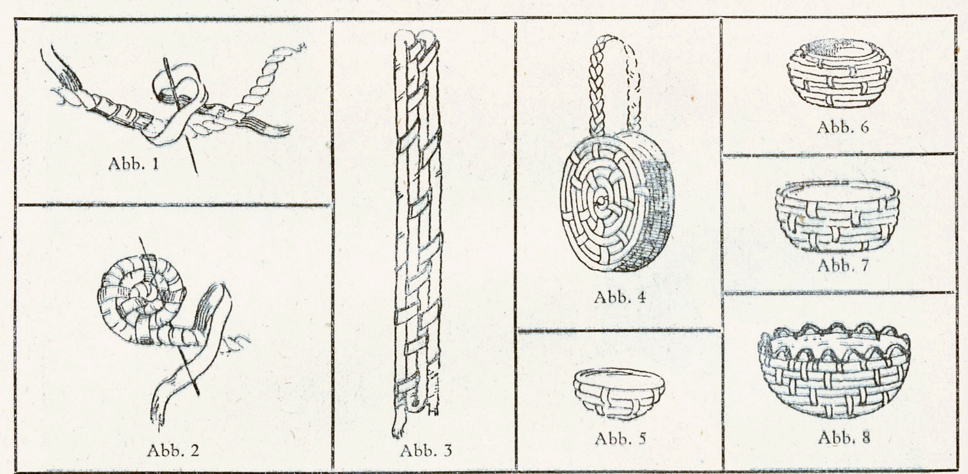
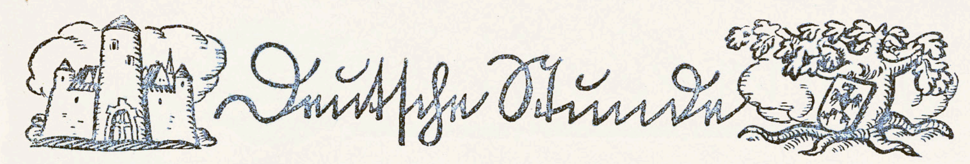


Abb. 1 Abb. 2 Abb. 3 Abb. 4 Abb. 5 Abb. 6 Abb. 7 Abb. 8

Als drittes könnt ihr Körbchen machen, die reizend als Nähkörbchen oder auch als Brotkorb für die Mutter zu verwenden sind. Man arbeitet wie bei der Scheibe immer ringsherum, nur muß man die Schnur sehr straff anziehen beim Wickeln, solange, bis das Körbchen die gewünschte Wölbung hat (Abb. 5, 6 und 7). Je mehr man anzieht, um so steiler wird der Rand des Körbchens. Besonders Geschickte von euch können oben noch mit einem Zierrand abschließen (Abb. 8).

Gefärbten Bast kann man fertig kaufen, oder man färbt den gebrühten Naturbast mit einer von den bekannten Stoffarben.



Geleitet von Lehrer Harald Wolf.

Bedeutungs-Erweiterung und Bedeutungs-Verengerung. (8. Fortf.)

Genau genommen kann ein Knabe wohl ein Mädchen, nicht aber ein Mädchen einen Knaben zupfen. Die Mädchen meinen, das sei ungerecht, und überdies nähmen sie es gar wohl mit den Jungens auf? Glaub ich schon; aber es geht einfach nicht, weil die Knaben — keinen Zopf haben; denn zupfen heißt „am Zopfe ziehen". So genau nehmen wir das Wort jetzt freilich nicht mehr; wir zupfen auch am Aermel usw. und denken gar nicht mehr an die eigentliche Wortbedeutung.

Diese merkwürdige, oft zu beobachtende Erscheinung nennt der Sprachforscher Bedeutungserweiterung, weil solche Wörter heute auch für Dinge oder Tätigkeiten verwendet werden, die ursprünglich gar nicht damit gemeint waren. Dafür einige weitere Beispiele: Wer denkt bei „bißchen" noch daran, daß es eigentlich „ein kleiner Bissen" bedeutet? Niemand; denn sonst würden wir nicht sagen: ein bißchen Wasser, ein bißchen Kohle, ich will ein bißchen spielen usw. Wir schreiben das Wort heute klein und haben seinen Sinn verallgemeinert zu „ein wenig". Wie würden die alten Römer über unsere Stiefel staunen! Sie nannten ihre leichte, sommerliche Fußbekleidung aestivale (aestas = Sommer!); und was bezeichnen wir mit dem daraus entstandenen Lehnwort stivâl, heute Stiefel? In alter Zeit waren die Fenster aus lauter kleinen, runden Scheiben, sog. Butzenscheiben, zusammengesetzt; damals konnte man also mit Recht von Fensterscheiben reden. Wir aber übertrugen den Namen auch auf unsere viereckigen (!) Glastafeln! Von der früher zu Schreibzwecken verwendeten Gänsefeder ging der Name auch auf den modernen Ersatz, die Stahlfeder, über, die doch gar keine Feder mehr ist. Ebenso ist es bei dem Papier, das längst nicht mehr aus der im Altertum hochberühmten Papyrus-Staude hergestellt wird. Gulden (vom mhd. guldîn = golden) bezeichnete zunächst eine bestimmte Goldmünze. Später wurde die Bedeutung verallgemeinert zu „Münze". Man vergaß die Grundbedeutung „golden" so sehr, daß man sinnwidrig von Goldgulden, ja sogar von — Silbergulden sprach.

Der umgekehrte Fall, die Bedeutungs-Verengerung, also das Einschränken der Wortbedeutung auf einen kleineren Umfang, ist eben so häufig eingetreten. Hochzeit (mhd. hôchzît) bedeutete früher „hohe Zeit, hohes Fest"; heute bezeichnet es nur das eine hohe Fest der Vermählungsfeier! Unter Fahrt verstehen wir die Fortbewegung auf irgend einem Fahrzeug. Einst besagte das Wort viel mehr, nämlich reisen oder fortbewegen überhaupt, also z.B. auch zu Fuß! In Zusammensetzungen und Redewendungen aus alter Zeit hat sich dieser ursprüngliche, weitere Sinn noch erhalten, z.B. in Himmelfahrt, Pilger-, Wall- und Wanderfahrt, Gefährte (=Reisebegleiter), fahrende Habe (=bewegliches Gut), Vorfahren (aus mhd. vorvarn = vorangehen!), etwas fahren lassen (=aus der Hand fallen lassen) und Hoffart (aus Hochfahrt entstanden; = hochfahrendes, stolzes Wesen). Schmal bedeutete früher nicht nur klein in der Breite, sondern überhaupt klein. Daher sagen wir heute noch für Kleinvieh Schmalvieh, für einjährige Rehkälbchen Schmaltiere, für kleiner machen schmälern! Unter Draht verstand man ehedem jeden aus Flachs, Wolle oder Metall gedrehten Faden. Heute? Stark eingeschränkt wurde die Bedeutung von „Brief"; denn einst nannte man alles Aufgeschriebene, jede Urkunde Brief. Daran erinnern noch die Ausdrücke verbriefen (= in einer Urkunde festlegen), Frachtbrief und Steckbrief (Verbrecherbeschreibung). Teppich und Tapete hatten ursprünglich den gleichen Sinn: sie bedeuteten Decke, Ueberzug. Aber nun hat Teppich seine Bedeutung eingeengt auf die Bedeckung des Fußbodens und Tapete auf die Wandbekleidung.

Die Abschnitte über die Lehnwörter und den Bedeutungswandel werden dir gezeigt haben, daß Wörter nicht bloß willkürlich gewählte Buchstabenfolgen sind und daß es sich lohnt, ihr wechselvolles Schicksal mit den Augen des Sprachforschers zu betrachten. Vielleicht zählst auch du schon zu denen, die nicht mehr gedankenlos ihren Wortschatz verwenden, sondern wie der Dichter Lessing sprechen: „Es genügt mir nicht, daß ich ein Ding kenne und weiß, wie es heißt; ich möchte sehr oft auch wissen, warum es so und nicht anders heißt."

Briefkasten

Palmin-Post-Malwettstreit. Hast du deine Malarbeit schon eingereicht? Der letzte Tag für die Einsendung ist der 1. April 1928. Ersatz-Malbogen sind zum Preise von 10 Pfennig (in Briefmarken) zu haben beim Verlag der „Palmin-Post", Goch (Rhld.).

Pechvogel Hans, Duisburg. Ueber deine Anfrage werden wir gelegentlich in der Rama-Post berichten. Wir haben den „Brehm" aufgeschlagen, doch unter der Abteilung „Vögel" nicht den Pechvogel „Hans" gefunden. Wo stammt diese Vogelart denn her? Bitte, sage uns Näheres. Hast du damals die „süße Sendung" erhalten? Freundlichen Gruß.

V. Francescon, Bergedorf. Die Beantwortung deiner Frage ist uns durch den Briefkasten nicht möglich. Vielleicht bringen wir mal einen ausführlichen Aufsatz hierüber. Um das Buch zu erhalten, wende dich an den Verlag: Reclam jr., Leipzig, oder an den Ullstein-Verlag, Berlin. In Hamburg kannst du das Buch aber in einer guten Buchhandlung auch bekommen.

Mutters Jüngste, Menden i. W. Der Fips ist ganz stolz, weil er von dir einen so feinen Brief bekommen hat. Gleich kam Fips in die Redaktion der Rama-Post gerannt und hat nicht eher geruht, bis dein Brief in der Briefkastenmappe lag. Wenn unsere Freundin Friedchen eine große Malerin geworden ist, muß sie von dem lustigen Fips ein Bild machen. Einverstanden?

Lise R., Rheinland. Du liebe kleine Dichterin. Die Weihnachtserzählung ist sehr schön. Wir werden sie aufheben als Andenken an unsere liebe Freundin Lise. Wenn alle unsere Wünsche für dich in Erfüllung gehen, dann hast du noch viele glückliche Stunden im Leben.



Blonde Erika aus dem Hickengrund. Ist die Rama-Sparbüchse inzwischen tüchtig gefüllt worden? Am besten hätten wir das Schlüsselchen hier behalten, denn sicher hat es die blonde Erika nicht übers Herz bringen können, ab und zu den Inhalt der Sparbüchse zu „prüfen". Ob es aber beim „Prüfen" geblieben ist, mußt du uns gelegentlich einmal verraten.

Glückspilz und Steinpilz, Hamburg. „Die Roggenmuhme", die im Sommer in den Getreidefeldern wohnen soll, kann gut und böse sein! In dem Gedicht von Kopisch werden die Kinder vor der Roggenmuhme gewarnt: „Laß stehen die Blumen, geh' nicht ins Korn. — Die Roggenmuhme zieht um da vorn." Dem braven Landmann hilft sie, indem sie nachts mit Hilfe der Heimchen das Unkraut aus dem Getreide beseitigt. Zürnt sie dem Landmann, dann läßt sie seine Felder verdorren. Sicher hat eure Großmutter die Roggenmuhme gesehen. Fragt sie doch mal.

Grünspecht, Berlin. Die Krokodilmutter scharrt ihre Eier unter den heißen Wüstensand und überläßt der Sonne das Ausbrüten der Eier. Wenn die Zeit zum Ausschlüpfen gekommen ist, schreien die kleinen Krokodile, bis das Muttertier es hört und den Sand wegscharrt. Forscher und Eingeborene haben schon oft Mahnrufe von kleinen Krokodilen, welche unter dem Sande stecken, gehört.

Beim Einkauf von „Rama-Margarine butterfein" erhält man umsonst abwechselnd von Woche zu Woche die Kinderzeitung „Die Rama-Post vom kleinen Coco" oder „Die Rama-Post vom lustigen Fips".

Fehlende Nummern sind gegen Einsendung von 10 Pfg. (in Briefmarken) pro Exemplar vom Verlag erhältlich.

Wer etwas mitzuteilen hat, schreibe an: „Die Rama-Post vom kleinen Coco", Goch (Rhld.)

Für den Inhalt verantwortlich: P. Mengelberg, Goch (Rhld.)